

# Ansichten und Feststellungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **49 (1969-1970)**

Heft 4: **Schriftsteller und Politik**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162290>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Freilich gleicht diese Auseinandersetzung, die auch Formen eigentlicher Zusammenarbeit, anregender gegenseitiger Information und Konsultation beispielsweise, annehmen darf, für beide Teile wohl immer wieder einer Gratwanderung. Für beide steht, weil sie politische Instanzen sind und damit – ob man's wahrhaben will oder nicht – auch Autorität verkörpern, die Anerkennung, ja nur schon die Duldung solchen Rollenverständnisses durch die andern Partner in Frage. Ein einziges Beispiel mag den Sachverhalt erhellen: Eine Regierung, die einem Schriftsteller einen Preis zuerkennt, obwohl oder gerade weil er ihr «Schwierigkeiten bereiten will» und das auch anlässlich der Übergabefeier für die Zukunft in Aussicht stellt, wird ihrerseits Schwierigkeiten wegen solcher Politik von dorthier riskieren, wo man die Meinung nicht teilt, dass die Politik einen solchen literarisch-politischen Rollenträger nötig habe. Der Schriftsteller wiederum muss damit rechnen, vor seiner Zunft ins Zwielficht zu geraten.

Aber – und damit sei das kleine Gedankenspiel um mögliche und unmögliche Rollen des Schriftstellers im politischen Kräftespiel beendet: der «Sturm der Welt» braucht das Talent nicht zu zerstören, wenn der Charakter der Doppelrolle gewachsen ist. Es wird sich in diesem Fall, so es echt ist, auch immer wieder in der Stille weiterbilden, bereichert durch die Begegnung mit der Wirklichkeit der Politik. Und diese selbst und ihre Träger werden von der Begegnung nicht unbeeinflusst bleiben.

## *Ansichten und Feststellungen*

### *Er schreibt, weil er muss*

Der Schriftsteller schreibt vielleicht, weil er muss, aus rein inneren Gründen. Indem er seine Arbeit publiziert, wendet er sich aber an ein Publikum. Schriftstellerische Leistung wird damit zu einem Faktor der Beeinflussung menschlichen Denkens und Empfindens. In welcher Richtung? Der Schriftsteller kann freiheitliche und gemeinschaftsbildende Impulse stärken, er kann aber auch darüber spotten, er kann erbauen, unterhalten, strafen oder freisprechen, er kann seine Leser zum Weinen oder zum Lachen oder zum Gähnen bringen, er löst Resignation oder Lebenslust aus – je nachdem, und seine Wirkung wird im allgemeinen um so stärker sein, je mehr er sich mit seiner Schriftstellerei dem vollkommenen Kunstwerk nähert. Immer aber wird das, was er auszusagen hat, eine Mitteilung sein. Der Schriftsteller teilt mit. Mit wem? Mit der Öffentlichkeit. Er teilt seinen Wortschatz mit der Öffentlichkeit, mit dem Publikum, und da das

Wort – wie wir wissen – ein Anfang ist, bliebe der Schriftsteller Anfänger, wenn er das, was diese Welt aus seinen Worten macht, wie sie sie aufnimmt und versteht, ausschliesslich dieser Welt und nicht auch ein wenig sich selber ankreiden wollte. Kein Mensch verlangt vom Schriftsteller, dass er – wie Camus formulierte – «unaufhörlich in der politischen Arena herumgaloppiert». Aber dass der Schriftsteller, indem er publiziert, aus seiner Welt heraustritt, und auf diese Welt wirkt, das stellt doch bereits eine Relation her zwischen Wirkungsgrad und Mitverantwortung. Künstlerische Durchdringung dieser Welt ist immer zugleich Veränderung dieser Welt, sogar die rein diagnostische Beschreibung schafft, Bert Brecht zufolge, «therapeutische Veränderung der Wirklichkeit von heute», widerlegt jedenfalls die Möglichkeit dauernder Abkapselung von dieser Welt.

*Friedrich Salzmänn, «Die Verantwortung des Schriftstellers in seiner und in dieser Welt», Tatsachen und Meinungen, Verlag Ost-Institut, Bern 1968.*

#### *Man kann es weder verbieten, noch befehlen*

Dem modernen politischen Engagement der Schriftsteller kommt man mit Emotionen nicht bei; man kann es weder verbieten, noch befehlen. Solche Sprach- und Geschmacksregelungen sind gleich brüchig, wenn sie von der progressiven, wie wenn sie von der konservativen Seite kommen. Man muss zunächst ohne Voreingenommenheit zu verstehen versuchen, was der Denkweise und dem literarischen Willen der Brecht, Grass, Enzensberger, Frisch, Peter Weiss, Böll, Biermann zugrunde liegt; das ist die Voraussetzung für das Urteil.

*Karl Schmid, «Schwierigkeiten mit der Kunst», Schriften zur Zeit, Artemis Verlag, Zürich 1969.*

#### *Kunstgewerbe mit politischem Inhalt*

Jetzt wird verständlich, warum wortgewaltige Schriftsteller wie Hans Magnus Enzensberger statt schriftzustellern den hanebüchensten Unsinn über Volkswirtschaft und Sozialstruktur sagen, warum Kabarettisten dummes Zeug über Probleme wie Kohlenkrise von sich geben. Intellektuell ist der Gehalt der Aussagen etwa so bedeutsam, wie die Ausführungen einer sportlich uninteressierten Oma über die Schwierigkeiten deutscher Olympia-Athleten mit der Höhenluft von Mexiko: Künstler und Oma haben sich etwas angelesen und geben das Angelesene unter Verwendung von einigen Fachwörtern mehr schlecht als recht wieder.

Wenn Schriftsteller wie Martin Walser, Sänger wie Franz-Josef Degenhardt, Kabarettisten wie Wolfgang Neuss oder ein Intendant wie Monk Worte benutzen, die sich wie Soziologie anhören, oder

Themen ansprechen, die sonst als politisch zu verstehen sind, dann meinen sie etwas anderes: Was Kunst will, ist mit den Mitteln der Kunst nicht mehr mitteilbar, ja, Kunst will überhaupt nichts mehr. In diesem Sinne soll Kunst als Inhalt tot sein und nur noch Kunstgewerbe: die möglichst wirksame Mitteilung eines Sachverhalts, der von Soziologen oder Nationalökonomien festgestellt wird.

Kunst als Kunstgewerbe mit politischem Inhalt ist ein Aspekt der provozierenden Selbstdarstellungen dieser Tage – aber kein zentraler Aspekt. Ginge es Enzensberger um die Inhalte von Soziologie oder Henze um die Mitteilung von Ergebnissen der politischen Wissenschaft, so könnte man für solche Höchstbegabungen der Kommunikation ein Erwachsenenstudium vorsehen. Das wäre dann allerdings eine interessante Idee. Die von Nietzsche erhoffte fröhliche Wissenschaft wäre mit uns.

Fröhlich wäre die durch modernes Kunstgewerbe vermittelte Wissenschaft aber nur, ginge es nach den Todeserklärungen der verschiedenen Kunstarten durch die Künstler selbst wirklich um Politik und Sozialwissenschaften. Es geht den sich politisch gebärdenden Künstlern aber um etwas anderes: um die Fortführung der durchaus konventionellen Anliegen von Kunst und Religion lediglich in der Sprache der Sozialwissenschaften und der Politik. Diese Agitprop-Künstler missverstehen sich selbst: Sie vermeinen einen wesentlicheren Inhalt mitzuteilen als den der Kunst und sprechen in Wirklichkeit immer noch über die Anliegen von Kunst und Religion – allerdings mit den Mitteln eines der experimentellen Kunst und der modernen Reklame abgeschauten Kunstgewerbes.

*Erwin Scheuch in „Die Zeit“,  
Nr. 45, 8. November 1968.*

### *Poesie passt nicht ins Konzept*

Die Verfechter der Innerlichkeit sind allzumal reaktionär. Politik möchten sie als Spezialität, die am besten den Fachleuten überlassen bliebe, von allem andern menschlichen Handeln reinlich abscheiden. Der Poesie raten sie, bei jenen Leisten zu bleiben, über die sie von ihnen geschlagen wird, also beim höhern Streben und bei den ewigen Werten. Solche Enthaltbarkeit wird mit der Verheissung zeitloser Gültigkeit prämiert. Hinter diesen hochtrabenden Verkündigungen verbirgt sich eine Verachtung der Poesie, nicht geringer als die des landläufigen Marxismus. Die politische Quarantäne, die über sie im Namen der ewigen Werte verhängt werden soll, dient nämlich selber politischen Zwecken: ihnen soll das Gedicht, gerade dort wo seine Gesellschaftlichkeit geleugnet wird, hinterrücks dienstbar gemacht werden, als Dekoration, als Paravant, als Ewigkeitskulisse. Einig sind sich beide Seiten, sind Weidlé und Lukács (beispielsweise) sich darin, dass Poesie, als das was sie an sich selber ist, und besonders moderne Poesie, stört, nicht ins Konzept passt, weder ins eine noch ins andere, weil sie niemand's Magd ist.

*Hans Magnus Enzensberger,  
«Einzelheiten», Suhrkamp  
Verlag, Frankfurt a.M. 1962.*

### *Zeitbezogen und politisch unbrauchbar*

Der Schriftsteller findet seinen Platz in der Gesellschaft somit weder in der Hörigkeit zum Staat noch in der Abkehr von ihm. Er ist weder Zuchtmeister der Nation, *écrivain-guide*, noch der in sich zurückgezogene Konstrukteur von literarischen Modellen, die ohne Bezug auf die Wirklichkeit sind. Ohne das Zeitgemässe, also Politische in einer Dichtung, bliebe das Kunstwerk wirklichkeitsfremd und blind; ohne das zeitlos Gültige, also Künstlerische, bliebe die Dichtung blosses Tagewerk und damit stumm. Die Dichtung fordert deshalb sowohl den Bezug zur Zeit als auch eine gewisse politische Unbrauchbarkeit, einen «Untauglichkeitskoeffizienten» (Kemp), der ihren Abstand zu den allzu dringlichen Forderungen der Gegenwart ausmacht. Literatur und Politik sind in dieser Sicht, wie Harry Pross es formuliert, gesellschaftliche Emanationen, die zueinander in Beziehung treten und ständiger Wandlung unterworfen sind: «Wer immer, pro oder contra, versuchen würde, die beiden Sphären von dieser gemeinsamen Bezogenheit abzulösen, würde nicht weit damit kommen. Vollends erweist sich der viel besprochene Dualismus von Literatur und Politik angesichts der gegenwärtigen geschichtlichen Tendenzen als ein pures Missverständnis. Beide Sphären sind miteinander frei oder unfrei. Ihre Zukunft ist gemeinsam.»

*Norbert Kohlhasse, «Dichtung und politische Moral», Nymphenburger Verlagshandlung, München 1965.*

### *Auf Menschen gegründet*

*Frage:* Mr. Faulkner, hat Ihrer Ansicht nach der Schriftsteller einen Platz in der Politik?

*Antwort:* Ja, aber er wird niemals für einen solchen Posten vorgeschlagen werden. Ich bin davon überzeugt, dass es für die Fähigkeiten eines R. L. Stevenson einen Platz in unserer Politik oder Wirtschaft gegeben hätte, doch wie lange es noch dauern wird, bis wir endlich zugeben, dass Amerika zwar ein grossartiges Land ist, wir es uns aber einfach nicht länger leisten können, in der bisherigen Weise weiterzumachen, bei der für Menschen wie Stevenson kein Platz ist, vermag niemand zu sagen. Aber ich glaube, dass wir im Laufe der Zeit noch dahin gelangen werden, die Tatsache zu akzeptieren, dass der menschliche Geist eine Wahrheit an sich darstellt, die sich nicht aus der Welt schaffen lässt. So weit werden wir aber erst sein, wenn wir unsere letzten natürlichen Hilfsquellen erschöpft haben. Das einzige, das uns dann bleibt, ist eine riesige Bevölkerungszahl. Wir haben unsere Gold- und Kupfervorkommen bereits aufgebraucht, ebenso den grössten Teil der Holzvorkommen, und wir haben damit den amerikanischen Biber ausgerottet. Von nun an wird der Mensch die Stelle des Bibers übernehmen, und ich sehe bereits dem Tage entgegen, an dem die Paläste und ungeheuren Vermögen der Fifth Avenue sich auf Menschen gründen werden, gerade so wie seinerzeit die Astors und Vanderbilts ihren Reichtum auf

Biber gründeten; die nächsten Astors und Vanderbilts werden dann Leute sein wie Mr. Meany, Dave Beck oder Reuther.

*Gwynn-Blotner, «Gespräche mit Faulkner», Fretz & Wasmuth Verlag, Zürich 1961.*

### *Für das Lebendige – gegen das Institutionelle*

Literatur ist deshalb revolutionär, weil sie immer für das Lebendige gegen das Institutionelle eintritt. Immer für die Gegenwart gegen die Vergangenheit. Immer für das Suchen nach Wahrheit gegen dogmatisierten Besitz der Wahrheit, immer für die Frage gegen die gebrauchsfertige Antwort. Immer für den Menschen gegen seine Degradierung zum sozialen Quozienten. Und so weiter. Es bedarf da gar keiner pathetischen Worte. Durch dies ihr selbstverständliche Engagement, und zwar nur dadurch, wirkt Literatur auch politisch revolutionär, obwohl ihr nichts wesensfremder ist, als nach altmodischen Kategorien wie links und rechts, kapitalistisch oder sozialistisch beurteilt zu werden, Politiker und Pragmatiker nennen das Anarchismus. Nun gut, eine Kategorie mehr. Wenn den Menschen gegen die Apparatur verteidigen Anarchismus bedeutet, wollen wir das als Ehrentitel akzeptieren.

*Hans Erich Nossack, «Die schwache Position der Literatur». Vortrag im Rahmen der Berlinstiftung für Sprache und Literatur, Frühjahr 1962.*

### *Literatur der Zeitgenossenschaft*

Ich stünde nicht an zu sagen, es sei die deutsche Nation heute eines halben Dutzends selbst zweitrangiger «Engagierter» eher bedürftig als eines neuen Rilke oder Benn. Heute: so kurz nach der Stunde Null nämlich; die Nation: nicht die Liebhaber der Belletristik, nicht die Dichtung an und für sich. Wir sind in der Schweiz etwas zu oft ungeschoren davongekommen, etwas zu wohlgebettet und zu sehr in den puritanischen Codex verliebt, als dass wir an den vietnamesischen Arien des Peter Weiss, den Ausfällen des Günter Grass, den zahlreichen politischen Fehlurteilen der Gruppe 47 vorbei und durch sie hindurch das sehr bewegende Neue wahrnehmen, was sich da in schwierigen Versuchen zu bilden anschickt: eine *Literatur der Zeitgenossenschaft*. Zeitgenossenschaft der Literatur. Politische Wachheit der Intellektuellen. Menschliche Gewissenhaftigkeit von solchen, die sich auf den Status des Künstlers berufen und die Türe zur Gesellschaft schliessen könnten. Aber sie tun es nicht.

*Karl Schmid, «Schwierigkeiten mit der Kunst», Schriften zur Zeit, Artemis Verlag, Zürich 1969.*

*Man kann auf ihn schiessen, aber man trifft ihn nicht*

Die erste Hälfte des Jahres 1968 ist in unser Geschichtsbewusstsein als «Prager Frühling» eingegangen. Seine faszinierenden Kennzeichen waren der Aufbruch von Schriftstellern, Philosophen, Dichtern, Studenten und ein Volk, das ihnen unbedingte Gefolgschaft leistete. Hier gab es keine Krawalle und Provokationen, keinerlei Gewalt, es war eine Erhebung allein mit den Waffen des Geistes. Sie erschütterte ein übermächtiges, von einer Weltmacht installiertes Polizeiregime, sie erzwang einen Regierungswechsel, bewirkte eine tiefgreifende Umwälzung und Humanisierung des ganzen öffentlichen Lebens. Als im August diese Weltmacht selber eingriff, um alles rückgängig zu machen, erlebte sie zu ihrer Überraschung, dass dieser Geist unangreifbar war. Man kann auf ihn schiessen, aber man trifft ihn nicht. Zwar kann langandauernder Terror die äussere Solidarität erschüttern, doch zieht sich dann der Geist in die uneinnehmbare Zitadelle jener zurück, die wissen, dass ihr leiblicher Tod ihn vollends unsterblich macht.

*Peter Lotar, «Geist gegen Gewalt», in «Prager Frühling und Herbst im Zeugnis der Dichter», Kandelaber Verlag, Bern 1969.*

*Das Wort ist ein Wühler*

Ich denke auch nicht, dass man von «direkter» Veränderungskraft der Literatur sprechen kann. Die Wege des Geistes sind geheimnisvoll. Das Wort ist ein Wühler. Die Sprache ist eine Waffe. Die grossen Dichter und Denker sind ihrer Zeit voraus. Bis die Zeit sie eingeholt hat und ihre Gedanken Gemeingut werden. Keine Veränderungskraft der Humanisten? Und die Reformation? Keine Veränderungskraft der Aufklärung? Und die Französische Revolution? Haben die grossen Russen des 19. Jahrhunderts nicht dazu beigetragen, den Zarismus zum Einsturz zu bringen? Ist nicht auch von bedeutenden Autoren des 20. Jahrhunderts manches in Frage gestellt worden, Gesellschaftliches, Moralisches, Politisches? Wird *nach* Frisch und *nach* Dürrenmatt nicht doch in der Schweiz ein wenig anders diskutiert werden als vor ihnen? Otto F. Walter spricht von «Qualität», von «Rang», von «Kaliber» – man sagte früher auch «Klasse» und «Format». Besteht nicht eine Wechselbeziehung zwischen diesen Eigenschaften und der Wirkungsmöglichkeit (um nicht zu sagen Veränderungskraft) eines Werkes der Literatur?

*J. R. von Salis, «Unser Land als Gegenstand der Literatur. Zur Kontroverse zwischen Max Frisch und Otto F. Walter», in «Schwierige Schweiz», Orell Füssli Verlag, Zürich 1968.*

## *Gegen geistige Gewehrgriffübungen*

Aber hier möchte ich nun mit der Kritik nicht am Schriftsteller, der sich bemüht, einsetzen, sondern an der Gesellschaft, die ihm sein Amt unnötig erschwert. Dies erfolgt in doppelter Weise – einmal dadurch, dass man ihn ungenau und zu billig etikettiert, abstempelt und einreihet. Ich kann das Kriegselend in Vietnam nicht beklagen, ohne dass mich die halbe Gesellschaft als Antiamerikaner verdächtigt. Lehne ich mich gegen ein Unrecht innerhalb unserer Landesgrenzen auf, dann ist das Schwächung, wenn nicht Untergrabung unserer Institutionen, was mich in die Nonkonformisten mit Linksdrall einreihet. Und lobe ich in einer Erst-August-Rede die Vorzüge der Demokratie, dann bin ich bereits ein billiger Antikommunist. Noch nie war das menschliche Denken so auf Reflexe eingefuchst, wie in unseren Tagen. Geistige Gewehrgriffübungen macht der Schriftsteller aber nicht gerne mit. Er möchte nach innen horchen und selber denken.

*Friedrich Salzmann, «Die Verantwortung des Schriftstellers in seiner und in dieser Welt», Tatsachen und Meinungen, Verlag Ost-Institut, Bern 1968.*

### *Mach' doch was!*

Wie Stahl seine Konjunktur hat, hat Lyrik ihre Konjunktur.  
Aufrüstung öffnet Märkte für Antikriegsgedichte.  
Die Herstellungskosten sind gering.  
Man nehme: ein Achtel gerechten Zorn,  
zwei Achtel alltäglichen Ärger  
und fünf Achtel, damit sie vorschmeckt, ohnmächtige Wut.  
Denn mittelgrosse Gefühle gegen den Krieg  
sind billig zu haben  
und seit Troja schon Ladenhüter.  
(Mach doch was. Mach doch was.  
Irgendwas. Mach doch was.)  
Man macht sich Luft: schon verraucht der gerechte Zorn.  
Der kleine alltägliche Ärger lässt die Ventile zischen.  
Ohnmächtige Wut entlädt sich, füllt einen Luftballon,  
der steigt und steigt, wird kleiner und kleiner, ist weg.

*Günter Grass, Ausschnitt aus dem Gedicht «Irgendwas machen», abgedruckt in «Ausgefragt», Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin 1967.*